

Die Kirche nach dem Kriege

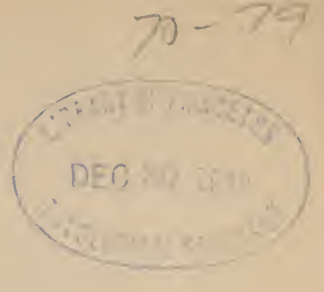
Von

D. Martin Rade
a. o. Professor der Theologie in Marburg



Tübingen
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
1915





Die Kirche nach dem Kriege

Von

D. Martin Rade

a. o. Professor der Theologie in Marburg



Tübingen

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

1915

Vortrag
am 16. September 1915 in Stuttgart gehalten

Druck von H. Laupp jr in Tübingen

Vorwort

Es ist das die dritte Schrift, die ich während des Krieges ausgehen lasse. Fast schäme ich mich dessen. Aber was kann man dagegen tun, wenn man in dem geistigen Prozeß dieser Tage so mitten drin steht? Und es wird wenigstens Niemand sagen können, daß ich mich in diesen drei Veröffentlichungen wiederholte. Das Heft, das ich für die Jäckhsche Sammlung auf Wunsch geschrieben habe, unter dem Titel Dieser Krieg und das Christentum, soll nichts weiter als einem großen Publikum zur Orientierung helfen. Das Büchlein Christenglaube im Krieg soll die innere Not und Zuversicht, die dieser Krieg mir gebracht hat und die ich allwöchentlich in meiner Zeitschrift zu offenbaren veranlaßt war, den tiefer Interessierten zusammen darbieten, damit man doch von allen Seiten meine Haltung wenigstens in ihrer Ganzheit und Geschlossenheit begreife. Nun diese dritte Schrift über Die Kirche nach dem Krieg ist mir erst recht aus meinem Berufe erwachsen, alles was die Kirche angeht sorgsam zu beobachten und ihrer Entwickelung nach Kräften zu dienen.

Ich durfte, was nun gedruckt ausgeht, am 16. September in Stuttgart einem ansehnlichen Kreise vortragen

und danach in einer vertraulichen Aussprache willkommene Förderung erfahren. Davon mache ich in Anmerkungen Gebrauch; der Text selber ist wörtlich das, was ich im Vortrag sagte.

Die Anmerkung, die unser Verhältnis zur katholischen Konfession betrifft, bitte ich nicht ungelesen zu lassen: S. 49 f.

Ich betone hier noch einmal, daß es sich in dem Zukunftsbild, das ich zeige, gar nicht handelt um ein von mir aufzustellendes Programm. Ob das, was ich glaube kommen zu sehen, mir gefällt oder nicht, ob es meinen und meiner kirchlichen oder politischen Gesinnungsgenossen Wünschen, Meinungen und Grundsätzen entspricht, ist mir bei meinen Ausführungen völlig Nebensache: nur werden wir freilich, wenn ich recht gesehen habe, die Konsequenzen daraus ziehen müssen.

Für jede öffentliche Kritik werde ich dankbar sein, aber auch privater Entgegnungen mich freuen. Wie ich höre, ist Aussicht vorhanden, daß mein Thema in einem Sammelwerk ausgiebig erörtert wird: möchte ich eine bescheidene Vorarbeit dafür getan haben! Es kann Niemand gespannter darauf sein als ich, was Gott der Herr mit unsrer Kirche noch vorhat.

Marburg, den 10. September 1915.

Der Verfasser

1

Es handelt sich um ein Künftiges. Um unsre Kirche nach dem Kriege. Viele lehnen ein solches Thema ab. Mir ist es Bedürfnis darüber zu sprechen. Die Bedürfnisse der Menschen sind verschieden. Was aber wendet man gegen die Behandlung unsres Gegenstandes ein?

Nun erstens empfindet man es als naive Anmaßung, wenn Jemand heute von dem redet, was nach dem Kriege sein wird. Von einer Zukunft, die Niemand wissen kann. Aber diese Zukunft selbst ist doch menschlich gewiß. Der Krieg wird aufhören. Und was dann kommt, wird das Ergebnis dessen sein, was war und ist. Es wird von gewissen Bedingungen abhängen, die man aufzeigen und zum Teil berechnen kann. Die Zukunft unsrer Kirche wird abhängen einmal vom Friedensschluß selbst: von etwaigen äußeren Veränderungen unserer Grenze, von der Stimmung der Nation, mit der sie aus diesem Kampfspiel hervorgeht usw. Ferner von der Neueinstellung unsrer inneren Politik. Auf erprobten alten und auf vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen wird das deutsche Volk vorwärts schreiten, das hat zum Beginn des zweiten Kriegsjahrs unser Kaiser uns zugerufen. Was sind das für neue Bahnen? Etwas Be-

stimmtes hat sich der Kaiser darunter gedacht, auch wir haben ein jedes unsre Gedanken darüber, und welches nun auch die neue Zielrichtung sei, es wird für die Kirche nicht gleichgiltig sein. Wie immer der Friedensschluß ausfallen wird, es ist keine Anmaßung und keine Naivität dem nachzudenken, was er bringen mag. Man kann von entgegengesetzten Annahmen aus Los und Aufgabe der Kirche nach dem Kriege sich sehr verschieden vorstellen und sich für alle Fälle rüsten. Man kann sich auch mit Erwägungen begnügen, die gegen die mancherlei Möglichkeiten indifferent sind, und so das jedenfalls zu Erwartende und zu Leistende vorbereiten. In der Tat gewinnt auch das Nachdenken über das, was nach dem Kriege sein wird, in jeder Richtung zusehends an Macht über die Gemüter — wie sollten wir für das kirchliche Gebiet sein entbehren können?

Auch ein zweiter Einwand begegnet uns, der weher tut. Man beschuldigt uns eines Mangels an Patriotismus, an gesundem Gefühl. Wie oft bekommen wir reflektierenden, grübelnden, über das Nächste hinaus eilenden Menschen zu hören: man könne jetzt nur konzentriert sein auf das gegenwärtige Erlebnis; es sei die Wohltat dieser Stunde, daß man einmal nicht nachdenken, nicht reflektieren und kritisieren, nicht Pläne und Projekte machen dürfe. Mitleben, miterleben sei alles — anders könne und wolle man nicht. Und ist nicht eben jetzt wieder ein Augenblick ungeheuerster Spannung für uns gekommen? Was will jetzt das Genie unsrer Heeresleitung? Wie wird die nächste Wendung des Krieges aussehen, die wir durch Gottes Fügung erhoffen?

Kalt oder kühl steht man da, wenn man sich mit augenscheinlich so fernen und gleichgiltigen Dingen befaßt, wie die Zukunft der Kirche ist. Aber der Krieg geht unaufgehalten seinen ehernen Schritt, auch wenn wir daheim auf tausend Stellen unsre friedliche Pflicht tun. Und wir haben doch z. B. Zeit, heute Abend miteinander über diese Frage nachzudenken? Wer die Ruhe, die Kraft dazu nicht findet, dem soll daraus kein Vorwurf erwachsen. Wenn wir aber die Zeit, die Ruhe, die Kraft dazu haben, so ist es gerade unser Patriotismus, unsre Liebe zu Vaterland und Volk, die uns diese Zukunftsfragen immer wieder vor die Seele stellt. Ja was sagte ich da von Ruhe? Eine Unruhe ist es, die uns zwingt, die uns des Nachts den Schlaf raubt: Was wird aus unserm Volke nach dem Frieden?

Es geht auch nicht an, daß wir auf die Heimkehr derer warten, die in der Front und in den Etappen stehen. Gewiß werden sie in die künftige Gestaltung unsrer Dinge ein unermeßliches Gewicht mit hineinzuwerfen haben. Aber sie erwarten von uns und dürfen es, daß wir in dieser langen Zeit, die sie draußen zubringen müssen, uns auch geistig innerlich auf ihre Heimkehr rüsten; die draußen dürfen und müssen jetzt ganz Gegenwart sein, wir daheim sollen für sie auch die Zukunft bedenken. Wie wäre das Erlebnis dieses Krieges so möglich, wenn nicht unsre Feldherrn für ihn vorgesorgt hätten durch Vermutungen, Berechnungen, Pläne, Vorbereitungen und Vorübungen? Nicht anders als unser Militär den Krieg, so haben wir den Frieden vorzubereiten, d. h. uns zu rüsten und fertig zu machen für das, was kommen mag. Daß diese Vorbereitung in

unserm Falle mehr eine innerliche ist, liegt in der Natur der Sache.

Damit soll doch Niemandem umgekehrt ein Vorwurf daraus gemacht sein, wenn er in seiner Seele genug zu tun hat mit der Verarbeitung des Erlebten. Aber im allgemeinen ist unsre Seele ein so großartiges Instrument, daß sie vieles zugleich vermag. Oder ich will lieber sagen: Gott kann mit vielen Händen darauf spielen. und er tut es auch. So soll nur Jeder dann stille halten und seinen Ton geben.

Ich möchte nun, daß der Ton, den ich jetzt von mir gebe, ein deutlicher sei. Ich kann bei der Vorstellung, die ich mir von der Zukunft mache, vollkommen irren. Aber ich möchte, daß meine Vorstellung klar sei und scharf herauskomme. Ich denke so der gemeinsamen Ueberlegung besser zu dienen als mit viel Vorbehalt und Vorsicht, die zur Zweideutigkeit führen. Denn am klar formulierten Irrtum kann man sehr viel lernen. Und ich selbst will mit Freuden dadurch lernen, daß ich mich meines Irrtums überführen lasse.

Es ist ja zum Beispiel auch möglich, daß alles beim Alten bleibt. Daß der Bestand und die Praxis unsers Kirchenwesens nach dem Kriege sich von dem, was vor dem Kriege war, nicht merklich unterscheiden wird. Es gibt Leute, die das für wahrscheinlich halten. Aber es wäre schrecklich. Eine solche Katastrophe wie dieser Krieg, eine solche unser ganzes Volk und damit auch unser ganzes Kirchenvolk bis in die fernste Hütte aufwühlende Erfahrung sollte an unsrer Kirche, die eine Volkskirche sein will, ohne große spürbare Wirkung vorübergehen? Ich kann es nicht glauben. Und ich

will es nicht glauben. Und Sie alle können das auch nicht wollen. Schließlich wird es da auf unsern Willen mit ankommen.

2

Indem ich nun aber auf mein Ziel fest losgehe, kann ich Sie doch nicht gleich in die praktischen aktuellen Fragen einführen, sondern muß für einen soliden Unterbau sorgen, auf dem wir uns beraten und verständigen können. Und dazu gehört vor allen Dingen, wenn wir über die Zukunft der Kirche reden, daß wir alle miteinander wissen, was wir unter „Kirche" meinen. Denn es ist leider in keiner evangelischen oder gemischten Versammlung ein allgemeines Einverständnis darüber vorauszusetzen, was die Kirche sei. Zum Teil ist daran ein allzu sorgloser Sprachgebrauch schuld, zum Teil die argen Verwickelungen und Verdunkelungen unsrer geschichtlichen Vergangenheit, zum Teil auch der Eigensinn der Theologen und Juristen, die den Begriff nicht zu Ruhe kommen lassen.

Lassen wir die katholische Kirche einmal beiseite. Sie ist trotz aller Mannigfaltigkeit auch ihrer Erscheinungsform in ihrer Art und in ihrem Begriff klar und eindeutig. Wir berühren Wesentliches an ihr bei andrer Gelegenheit.

Für uns Evangelische ist es selbstverständlich, daß wir zweierlei Kirche zu unterscheiden haben: unsichtbare und sichtbare Kirche.

Die eigentliche, wahre, von Jesus Christus gewollte Kirche ist die unsichtbare. Das ist die Gemeinde

der Heiligen, *communio sanctorum*, so, wie uns Luther dieses Stück im dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses gedeutet hat. Es ist das Volk der wahrhaft Frommen, der echten und rechten Kinder Gottes. Wer dazu gehört, das kennt und weiß allein Gott. Doch glaubt und weiß auch der Fromme, der dazu gehört, daß er nicht einsam und einzig ein Kind Gottes ist, sondern Glied einer solchen Gemeinschaft. Es gehört zu dem Glück seines Glaubenslebens, daß es außer ihm noch viele Jünger und Jüngerinnen Jesu gibt und daß sie alle mit ihm zusammen einen Körper, eine Familie, ein Reich bilden, da Jesus Christus das Haupt ist. Es gehört das zu den süßen Geheimnissen seiner Seele, die ihm mit seinem Christenglauben selber unmittelbar gegeben wird. „O wie lieb' ich, Herr, die Deinen, die dich suchen, die dich meinen, o wie köstlich sind sie mir." Für ihn wird diese Kirche, diese Gemeinde, dieses Band verwandter Geister also in seiner Erfahrung, nachdem ihm einmal dafür die Augen geöffnet sind, sozusagen sichtbar, ein Teil seines gegenwärtigen irdischen Lebens und Erlebens. Aber für den, der dem Stande nicht angehört, für den, der fremd und feindlich von ferne steht, bleibt diese Kirche unsichtbar, so unsichtbar wie Gott selbst. Und nur in dem Maße, als er sich dem heiligen Bezirk mit seinem Innenleben nähert, mag er etwas von dem Dasein dieser Kirche spüren und ahnen.

Nach strengem dogmatischem Begriff gehören zu dieser unsichtbaren Kirche nur solche Menschen, die von Jesus Christus wissen und getauft sind. Doch hat schon Zwingli den Sokrates und sonstige fromme Heiden dazu gezählt. Und bei der Wandlung, welche die Wert-

schätzung andrer Religionen neben dem Christentum, sofern sie nur in den Herzen ihrer Bekenner wirklich lebendig sind, im Urteil von uns Heutigen erfahren hat, werden wir noch viel zaghafter sein, jenem Reiche der unsichtbaren Kirche voreilige irdische Grenzen zu setzen. Wir werden die Ziehung solcher Grenzen ganz Gott anheimstellen. Wir werden aber dabei fortfahren, als Christen uns auf den geschichtlichen Boden zu stellen, auf den uns Gott gestellt hat und aus dem unser Glaube uns erwachsen ist. Dann ist und bleibt uns die unsichtbare Gemeinschaft, der wir angehören, die Gemeinde derer, die an Christus glauben und im Gehorsam Christi, in seiner Nachfolge Kinder des ewigen Vaters geworden sind.

Von der Zukunft dieser (unsichtbaren) Kirche reden wir nicht. Um die sorgen wir nicht.

3

Als Sie das Thema meines Vortrags lasen oder hörten, da haben Sie alle unwillkürlich an eine andre Kirche gedacht. An die sichtbare Organisation, der Sie hier in Stuttgart angehören, also an die württembergische Landeskirche. Und darüberhinaus an die gleichartigen Religionsgemeinschaften in den übrigen deutschen Staaten. Diese Zusammenfassung der deutschen Landeskirchen in der Gemeinsamkeit ihrer Art und ihrer Geschichte pflegen wir als deutsche evangelische Kirche zu kennen; an sie denken wir, wenn wir sagen: die Zukunft unsrer Kirche, die Zukunft der Kirche.

Diese Landeskirche ist es, der wir — doch fast alle — angehören durch unsre Geburt und durch unsre als-

bald erfolgte Taufe. Sie öffnet uns ihre Gotteshäuser zur gemeinsamen Andacht; sie traut und begräbt uns, tauft und konfirmiert unsre Kinder. Sie hat ihre angestellten Beamten, die sich jeweilig um uns kümmern; sie hat neben diesen Beamten, den Pfarrern, noch Vorstände für die Bezirke oder Ortsgemeinden, in die sie zerfällt; Pfarrer und Presbyter werden wohl von der Gemeinde gewählt, vielfach auch von einer Behörde eingesetzt; eine Vertretung der kirchlichen Gesamtheit, Synode genannt, geht aus Wahlen hervor; die oberste Leitung des Ganzen, das Konsistorium, wird aber vom König berufen. Die meisten Kirchenglieder interessieren sich nur für ihr Gotteshaus und für ihren Pfarrer, nicht für die übrige Kirchenverfassung. Diese aber ist, wie wir schon sahen, aufs innigste mit der politischen Verfassung verbunden, mit der Ortsgemeinde und dem Staat. Deswegen nennt man unsre Kirche zuweilen eine Staatskirche, und sie ist es auch. Sie nennt sich ja selber eine Landeskirche und legt zuweilen allen Wert darauf, eine Volkskirche zu sein. Aber das alles widerspricht sich ja gar nicht seinem Begriff nach, deckt sich vielmehr: das Land ist der Staat, und das Volk der Landes- oder Volkskirche, das Kirchenvolk, ist zugleich das Staatsvolk. Von dem konfessionellen Riß, der durch das Staatsvolk geht, dürfen wir dabei einstweilen absehen, wie unser ganzes Landeskirchentum als solches nach dem Grundsinn seiner Verfassung davon absieht und am reinsten in den deutschen Staaten zur Erscheinung kommt, deren Bevölkerung ungemischt aus einer einzigen Konfession besteht.

Das ist für die meisten für uns, das ist für 40 Mil-

lionen Deutsche, unsre Kirche. Von deren Zukunft reden wir.

Schauen wir zurück auf dies Zweierlei von Kirche, das wir eben beschrieben haben, so ist die unsichtbare Kirche ein überirdisches, göttliches Gebilde, das wie ein Wunder hereinragt in die Weltgeschichte, in unser irdisches Leben. Nicht ein Gedankengebilde nur, sondern eine Wirklichkeit, aber eine höhere, als daß sie sich dem blöden Sinn sogleich erschlösse; man muß sie erfahren, erleben, glauben, man muß zu ihr gehören, dann weiß man, daß sie ist und was man an ihr hat. Dagegen ist unsre sichtbare Kirche ein irdisches Gewächs, ein Stück Weltgeschichte und damit auch zugleich ein Stück Welt, unterworfen allen Bedingungen menschlich-irdisch-geschichtlich-sittlichen Daseins: der Veränderung, der Entwicklung, dem Rückgang wie dem Fortschritt, der Reformation wie der Revolution, der Fehlbarkeit und der Vollendung. Jene ist ewig, heilig, nur Eine, allgemeine auf Erden, universal und übernational. Diese ist ein Glied unsres zeitlichen, vergänglichen, geteilten Daseins und also auch vergänglich wie alles Menschliche.

Haben denn nun die beiden gar nichts zusammen zu tun? Ungemein viel! Die sichtbare Kirche wäre nicht da ohne die unsichtbare, und sie hat Wert nur in dem Maße, als sie in der innigsten Beziehung steht zur unsichtbaren. Das müssen wir uns an einem Rückblick auf das geschichtlich Gewordene klar machen.

4

Beide, die unsichtbare und die sichtbare Kirche, führen ihren Ursprung auf Jesus zurück. Hat denn

Jesus beide gestiftet? Und wenn nicht, welche von beiden?

Davon, daß Jesus die sichtbare Kirche, daß er unsre Landeskirche oder etwas Aehnliches gestiftet habe, kann nicht die Rede sein. Es ist da kein unmittelbarer Akt, keine ausgesprochene Absicht, keine lückenlose Folge, die man irgend so deuten könnte. Es kann sich also nur um indirekte, geschichtlich vermittelte Zusammenhänge handeln.

Liest man das Neue Testament daraufhin durch, ob einem dort nicht ein Gebilde begegnet, das unsrer Landeskirche gleichartig oder verwandt sei, so stößt man alsbald auf die jüdische Kirche. Jesus hat sie nicht bekämpft oder aufgehoben. Er hat also auch keine andre Kirche an ihre Stelle gesetzt. Er hat die Auseinandersetzung mit dem jüdischen Kirchenwesen als eine unerledigte Aufgabe seinen Jüngern hinterlassen. Für seine Person hat er die jüdische Kirche geachtet und geehrt, indem er zu den Festen hinaufzog nach Jerusalem, den Tempel und die Synagogen besuchte, die Tempelsteuer zahlte. So, wie er in erster Linie beflissen war, seinem jüdischen Volke zu dienen: „Ich bin nicht gesandt denn nur zu den verlornen Schafen von dem Hause Israel" (Matth. 15, 24). Das jüdische Volk und die jüdische Kirche, das war eins. Aber dieses persönliche Verhältnis zu seinem Volk und seiner Kirche hat ihn nicht gehindert, gegen die Führer und Verführer den Kampf aufzunehmen und innerhalb des Alten ein Neues aufzurichten. Der Kampf gegen Pharisäer und Schriftgelehrte gibt seinem öffentlichen Auftreten die Signatur und wurde die Ursache seiner Kreuzigung. Was ihn mit

diesen Kirchenmännern in Widerstreit brachte, war nur etwas ganz Andres, als daß er die jüdische Kirche hätte reformieren oder an ihrer Stelle eine neue stiften wollen. Um die Kirche, um die Organisation der Frommen blieb er merkwürdig unbekümmert. Er suchte in seinem Volke die Menschheit, hinter allem Kultus die Anbetung im Geist und in der Wahrheit, über allen Staatsgewalten das Reich der Liebe, der Demut, der Gerechtigkeit, das Reich Gottes oder das Himmelreich. Dieses höhere, unsichtbare und doch so praktische Reich suchte er, dieses richtete er auf. Er hatte dabei zur jüdischen Kirche als Kirche so wenig ein Verhältnis wie zum römischen Staate als Staat. Er hatte zur Kirchenpolitik so wenig ein positives inneres Verhältnis wie zur Politik überhaupt, zum Krieg oder zu einer irdischen Friedensbewegung. Alle die Beziehungen, die man heute zwischen ihm und diesen modernen Größen und Nöten massenhaft herstellt, sind künstlich: damit will ich solches Bemühen nicht verworfen haben, man kann eben die Beziehungen herstellen, man muß sie sogar herstellen aus individuellem Zwang, vielleicht auch um der heutigen Menschheit willen: ich als Christ will diese Fühlung mit Jesus haben in dieser meiner heutigen Lage, ich kann ohne sie nicht existieren! Aber wissenschaftlich und von höchster religiöser Warte kann man nur sagen: Jesus (der historische Jesus) und der Krieg, Jesus und der Staat haben nichts miteinander zu tun. Darüber streite ich mit Niemandem, weil darüber nicht zu streiten ist. Und ich würde fortfahren: auch Jesus (der historische Jesus) und unsre Landeskirche (oder welche Kirchenform in der Welt sonst) haben nichts miteinander

zu tun, — wenn die Sache da nicht viel verwickelter läge.

Genug, Jesus hat ein Kirchengebilde, analog unsrer deutschen evangelischen Landeskirche, nicht gestiftet. Er war dennoch ein Kirchenhaupt, schon da er auf Erden wandelte, Haupt eines Kirchenkörpers, der Verheißung und Leben hatte (Eph. 1, 22. 4, 15. 5, 23. Kol. 1, 18. 2, 19). Er war dennoch ein König, König in einem Reiche nicht von dieser Welt (Joh. 18, 36. 37). Er sammelte sogar ein Heer um sich, Diener, für ihn und seine Sache zu streiten: die Zwölfe, die Siebzig, und sandte sie aus. Bei Lebzeiten schon, und vollends, da er auffuhr zum Vater. Wie standen die nun da in der Welt? Als Fremdlinge und Pilgrime offenbar (1. Pet. 2, 11). Als Bürger einer andren Welt: denn ihr Staat war im Himmel (Phil. 3, 20). Sie sahen den Himmel offen, solange Er leibhaftig bei ihnen weilte, auch noch, als er von ihnen gen Himmel fuhr mit segnenden Händen, auch noch, als er verzog von dort wiederzukommen und die definitive Ordnung der Dinge auch hier auf Erden aufzurichten mit eigener Hand, wie sie doch hofften. Aber dieser selbe Jesus, der sie berufen hat aus diesem verkehrten Geschlecht (Apgesch. 2, 40), läßt sie auf Erden. Er bittet den Vater nicht, daß er sie von der Welt nehme (Joh. 17, 15), nein er gibt ihnen heiligen Auftrag an die Welt (Joh. 17, 16. Matth. 28, 18 ff. Mark. 16, 15). Und was gibt er ihnen mit auf den Weg? Nicht Stecken und Stab, nicht Silber und Gold, nicht Gesetze und Institutionen, sondern die Erinnerung an ihn, sein Wort, allerlei Gaben, Kräfte und Zeichen. (Zu diesen rechne ich auch Taufe und Abendmahl.)

War damit nicht sofort die irdische Kirchengemein-

schaft gegeben? Sind das nicht schon die Anfänge der Organisation? Nein, sofern alles, was Jesus hinterläßt, zunächst nichts andres ist als geistiges Gut, Gnadengabe, Charisma. Charismen aber sind nicht Aemter und Institutionen. Und der Missionsbefehl? Der Missionsdrang? Mission, wie Jesus sie trieb und verstand, geht aller Organisation voraus. Und kurzum, Jesus hat nicht Kirche gestiftet und hat nichts organisiert, sondern hat seine Jünger zurückgelassen als durch keine Form gebundene freie Erben seines Geistes, Glieder einer überirdischen Gemeinschaft, mit der sie Fühlung, Verbindung hatten durch ihn selber.

Und nun kommt das menschlich Ergreifende, was wir heute Kirchengeschichte nennen. Diese von Jesus gepackte, durchgeistete, erlöste und damit aus der Welt herausgelöste Jüngerschar hat sich eingerichtet in der Welt. Diese Gemeinde von Gästen und Fremdlingen hat sich heimisch gemacht, diese Armee eines unsichtbaren Königs und eines himmlischen Reichs hat sich auf Erden angesiedelt als im „Elend“ und dabei doch eine neue Heimat an ihr gewonnen. Natürlich zu dem Zweck, diese Welt damit zugleich unter ihre und unter ihres Gottes Füße zu zwingen. Aber doch nicht, ohne sich einzufügen in die natürlichen und sittlichen Notwendigkeiten des irdischen Weltbestandes. Und so haben wir im Laufe der Welt- und Kirchengeschichte zwei große Versuche der Christen erlebt, als Fremdlinge in der Welt sich und die Welt zu organisieren: den katholischen und den protestantischen.

5

Der katholische Weg ist der einer großen Arbeitsteilung. Das Christenheer wird in zwei Haufen geteilt. Die Einen sind die vollkommenen, ganz nur Jesu und seiner Sache ergebenen Christen, die *perfecti* und *religiosi*: die entsagen der Welt, fliehen in die Wüsten und Klöster, in das immerwährende Gebet, in die mystische Beschaulichkeit, in die Nachfolge des armen Lebens Christi: es sind die Männer und Frauen, die der Ehe, der persönlichen Freiheit und dem irdischen Besitz entsagen, gehorsame Untertanen des Gesetzes der Bergpredigt: denken Sie an Franz von Assisi. Die Andern bleiben in der Welt, unterwerfen sich ihren natürlichen Gesetzen (dem Naturrecht), indem sie von vornherein auf Erreichung des höchsten Zieles im Christenstande verzichten: verwickelt in alle Händel und Irrungen des Daseins zehren sie davon, daß jene Ersten, Vollkommenen, mit ihrer Fürbitte, mit ihrem Messehalten, mit dem Ueberschuß ihres heiligen Lebens ihnen zu Hilfe kommen. Ein großartiges System der *ratio vicaria*, der Stellvertretung, des *do ut des*, verbindet die beiden Christenscharen, die Christen erster und zweiter Klasse. Den Ring und Reifen, der alles fest zusammenhält, bildet der Priesterstand, die Hierarchie.

Einer Unterscheidung von sichtbarer und unsichtbarer Kirche bedarf es da nicht; im Gegenteil, sie würde das vollendete Kunstwerk dieser Einen Kirche nur gefährden. In den vollkommenen Christenmenschen auf der einen, in den heiligen Institutionen auf der andern Seite ist ihr Bestand wie ihre Fruchtbarkeit verankert und verbürgt. Die sichtbare Kirche ist die unsichtbare.

Der Dualismus der beiden Stände ist aufgehoben im Monismus des Kirchenbegriffs. Er umfaßt auch die Himmel droben: Eine Kirche ist die triumphierende und die noch streitende. Ein Gottesstaat ist diese Kirche und die ihr unterworfene Welt. Des weltlichen Staates neben der Kirche bedarf es im Grunde gar nicht; das kanonische Recht ist als geistliches Recht besser denn alle weltlichen und imstande diese weltlichen Rechte zu ersetzen; im Kirchenstaat war denn auch Kirche und Staat ganz eins, und: die Welt ein großer Kirchenstaat, das ist folgerichtiges Ideal. Wenn aber Staaten da sind, weil Natur und Geschichte das so mit sich bringt, so sollen sie sich in den Gottesstaat, in die Eine Kirche gehorsam einfügen. Tun sie das nicht, und leistet die Welt auch sonst diesem Einen großen (katholischen) Versuche, sie christlich zu machen, erfolgreichen Widerstand, so hat die Eine katholische Kirche ein Mittel, sich anzupassen: sie gibt nichts von ihren Ansprüchen auf, aber hat für alle Fälle den Dispens, das Zugeständnis eines eigentlich nicht gestatteten Ausnahmezustandes bereit. Damit hält sie in der Völker- und Staatenwelt von heute ihr Ideal, ihre Idee aufrecht. Z. B. dienen heute in Frankreich tausende von Priestern, weil der Staat sie zwingt, mit der Waffe, obwohl der katholische Priester nicht Blut vergießen darf: die Kirche entkleidet ihn darum nicht seiner priesterlichen Qualität, sondern dispensiert ihn — *temporum ratione habita* — mit Rücksicht auf den Zwang der Lage. Aber mit begreiflicher Sehnsucht schaut sie immer wieder zurück auf ihre große weltbeherrschende Zeit, auf das

Mittelalter, wo in der abendländischen Christenheit ihr Ideal fast restlos verwirklicht war.

6

Vor vierhundert Jahren trat mit diesem katholischen Versuch christlicher Weltbeherrschung ein andrer in Konkurrenz: der p r o t e s t a n t i s c h e.

Die protestantische Weise, sich mit seinem Christentum in der Welt einzurichten, ist die entgegengesetzte. Sie verwirft das zweierlei Christentum und verzichtet auf die Einheit der Kirche. Es soll nicht mehr zweierlei Christen geben in der Welt, erster und zweiter Klasse; der besondre Stand der Vollkommenen hört auf; j e d e r Christ soll vollkommen sein. Sein äußerer Lebensstand oder Beruf hindert Niemanden daran: der Staatsmann oder der Kaufmann kann und soll ein genau so guter Christ sein wie der Priester; es ist da kein Unterschied „denn des Amts halben allein". Luther, der Mönch, heiratet die Nonne, mehr aus prinzipiellen Gründen, um der katholischen Frömmigkeit einen Stoß und ein Aergernis zu geben, als aus persönlicher Neigung. Er will mit einer neuen Kriegskunst die Welt für Christus erobern; die alte Methode kat Bankerott gemacht: er erfuhr es an sich selbst, als all sein Mönchseifer ihn nicht näher zu Gott brachte. Jeder Beruf, jeder Stand, jede Institution ist heilig, wenn Christen darin leben und schalten. Gewiß bleibt Welt Welt, sie bleibt des Satans Reich; ja das geht bis in das Zentrum jedes Christenlebens hinein, sofern auch der Frömmste seine Sünde bis zum Tode nie ganz los wird. Aber Christus triumphieret mitten unter seinen Feinden: hat Christus die

Seele gewonnen, glaubt erst der Mensch an Christus und an die Gnade des allmächtigen heiligen Gottes, ist er so in der Wurzel seines Wesens, mit seiner Gesinnung und Willensrichtung gewonnen, dann ist er „recht“, „gerecht“, wie Gott ihn haben will, und imstande, Gottes Reich auszubreiten in jeglichem Stand und Beruf. „Ein guter frommer Mann macht gute fromme Werke“ — es kann im Effekt schließlich nicht fehlen. Und darum weg mit dem antichristlichen Irrtum, daß die Einen abseits von der Welt ein heiliges Leben führen könnten, während die Andern an die Verworrenheit des irdischen Daseins verkauft wären. Weg mit den Privilegien der Hierarchie gegenüber dem bürgerlichen Wesen: Geistliche Gewalt ist nicht über weltliche! Weltliche Gewalt ist vielmehr über geistliche! Nämlich sofern sie von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, reicht ihre Gewalt auch über die Kirche: man soll ihr Amt lassen frei gehen ohne Ansehen der Person, sie treffe Papst, Bischöfe, Pfaffen oder was es ist! Ja haben die denn kein Amt? Gewiß, sie sollen das Evangelium verkündigen. Aber sie haben nicht neben dem Staat ein eigenes (geistliches) Recht aufzurichten, keinen Stand über den Ständen, keinen Staat neben dem Staat zu organisieren. Die einzige völkische, sittliche Organisation ist der Staat, als die Quelle aller Ordnung und alles Rechts. Diesem Staat ist auch die kirchliche Organisation zu überlassen, d. h. die sichtbare Kirche. Das bedeutet, der Staat wird den Versuch verantworten und in die Hand nehmen, christlichen Geist und christliche Sitte einzuführen in die Welt, die Welt nach Christi Sinn einzurichten. Voraussetzung dabei ist,

stillschweigende, auch ausgesprochene, daß die Leiter des Staates, die Fürsten, Bürgermeister und Ratsherren Christen sind (aus der Taufe gekrochen und damit teilhaft eines allgemeinen Priestertums). Als Christen nehmen sie die Fürsorge für das neue Kirchenwesen in die Hand, nachdem Papst und Bischöfe versagt haben. Sie sorgen dafür, daß die Gemeinden Pfarrer haben, die ihnen das Wort Gottes sagen, und daß die Kinder Schulen bekommen, in denen sie etwas lernen. Sie tun damit ein Werk der Not und der Liebe. — Die Obrigkeiten von damals lassen sich das nicht umsonst sagen. Sie konstituieren die sichtbare Kirche als Territorialkirche zum Zweck der Erziehung ihrer Untertanen. Und in dieser innigsten Verbindung, in dieser grundsätzlichen Abhängigkeit vom Staat, woran Bestrebungen der letzten Jahrzehnte nur wenig geändert haben, besteht nun bis heute das, was wir „Kirche" nennen, von dessen Zukunft wir handeln, die deutsche Staats-, Volks- oder Landeskirche.

Diese Verquickung der (sichtbaren) Kirche mit dem Staat hat sich damit nicht zum ersten Mal vollzogen. Sie tritt zum ersten Mal in die Geschichte ein mit Kaiser Konstantin. Und bis heute besteht die Wirkung dieser Tat Konstantins in einer Kraft und Lebendigkeit, die wir soeben ernst zu spüren bekommen: im russischen Caesareopapismus. Der russische Staat ist die russische Kirche. Sie ist seine Lebenskraft, sie ist seine Triebkraft; sie will nach Konstantinopel und auf der Hagia Sofia wieder das Kreuz aufrichten, daher dieser zähe, furchtbare Krieg gegen uns; sie will die Welt russisch, slavisch, anatolisch-katholisch machen, nicht

durch Mission, sondern durch Politik und Schwert. Auch dieser Weg des orientalischen Christentums war ein Weg, den christlich-fromme Aktivität gegangen ist, um die Welt einem Höheren zu unterwerfen und sich einzurichten auf dieser Erde, welche doch ihre Heimat nicht ist. Wir haben diesen Weg vorhin beiseite gelassen der Kürze halber; er ist lehrreich genug für uns, nachdem die jüngste Vergangenheit den Orient uns wieder ganz anders nahe gerückt hat, und wir seit der Reformation ähnliche Pfade gehen und doch nicht dieselben. — Eng und fest zwar war das Band zwischen Kirche und Staat in den protestantischen deutschen Ländern nach den Tagen der Reformation: *Cuius regio eius religio.* „Wes das Land ist, der hat den Glauben der Untertanen zu bestimmen." Aber doch, seit Worms war Gedanken-, Glaubens- und Gewissensfreiheit auf dem Marsch. „Ueber die Seele kann und will Gott Niemand lassen regieren denn sich selbst allein." „Es müssen Sekten sein." „Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen." In der Praxis wurde die Freiheit des Glaubens damals nur erreicht durch die Vielheit und konfessionelle Mannigfaltigkeit der Territorien; man wurde über die Grenze getrieben oder wanderte freiwillig aus: Glaube oder Heimat! Aber es spielt doch von jetzt an in und neben der sichtbaren (Territorial-)Kirche eine ganz andere Rolle — die unsichtbare Kirche.

Indem der lutherische Christ das irdische Kirchenwesen vertrauensvoll der Obrigkeit überläßt, wahrt er sich für alle Fälle seine ewige Heimat in dem himmlischen Gottesstaat, dem anzugehören allein Bedingung ist für Leben und Seligkeit. Der Bannfluch der äußeren

Kirche kann dem Christen so wenig antun wie die Aechtung durch das Reich: „Selig, wer im Banne stirbt unverdienter Weise.“ So lehrt Luther, und so handelt er. Und Ungezählte lernen die Landeskirche zu haben, als hätten sie sie nicht; d. h. sie wissen, daß ihr Heil nicht mehr hängt an der äußeren sichtbaren Organisation, sondern daß sie daran nur eine Hilfe und einen Halt besitzen, wie wir ihn haben an sonstiger menschlicher Ordnung und Gemeinschaft, an Staat, Gemeinde und Familie. Ja es gibt Schwärmer und Sonderlinge, die meinen, der sichtbaren Kirche gar entraten zu können, und leben ihres Glaubens allein in der unsichtbaren. Ein langes Heer von Menschen, denen man Frömmigkeit und Christentum darum nicht absprechen kann, haben sich diese letzten vier Jahrhunderte hindurch immer mehr abseits oder wider die öffentliche Kirche gestellt: Mystiker und Pietisten, Humanisten und Rationalisten, Gemeinschaftsleute und Individualisten. Es schien manchmal, als verlöre die Landeskirche ihre Besten.

7

Gerade die Abhängigkeit der Kirche vom Staat kompromittierte die Kirche. Jene Voraussetzung, auf die hin einst zur Zeit der Reformation die Aufrichtung und Erhaltung der kirchlichen Organisation den weltlichen Obrigkeiten überlassen worden war, schien im modernen Staat nicht mehr gegeben: mochten auch der König von Preußen und der König von Württemberg Christ sein, die leitenden Minister auch, so hatten wir doch nun das konstitutionelle System, das dem Parlament gestattete, in die Regierung und Konstituierung der

Kirche miteinzugreifen — und in diesem Parlament konnten auch Juden und Atheisten sitzen. Bemühungen um „Selbständigkeit“ der (sichtbaren) Kirche setzten ein und führten fast in allen deutschen Landeskirchen zu einem synodalen System: eine Kirchenvertretung wurde irgendwie durch Wahlen aus dem Kirchenvolk selber heraus geschaffen, das nahm jetzt die Mitsorge für die inneren (und äußeren) Angelegenheiten der Landeskirche auf sich. Aber es blieb doch das eigentliche Kirchenregiment, die leitende Kirchenbehörde von der Landesobrigkeit berufenes Staatsorgan, der Fürst (oder in den freien Städten der Magistrat) oberster Bischof der Landeskirche. Der deutsche Staat dachte nicht daran, diese letzte und entscheidende Verbindung zwischen sich und der Kirche zu lösen. Am spürbarsten war das auf dem Schulgebiet. Die konfessionelle Volksschule scheint dem Wesen des modernen („religionslosen“) Staates besonders widersprechend. Ein Moralunterricht, der die sämtlichen Kinder deutscher Eltern umfassen könnte und müßte, scheint berufen, an seine Stelle zu treten, aus allen Gründen der Logik und Moral. Eifrig trat ein großer Teil der Lehrerschaft für eine Neuordnung in dieser Richtung ein. Der Staat machte keine Miene, sich darauf einzulassen. Er konnte freilich auch andre Ansprüche, die in Sachen der Landeskirche an ihn gemacht wurden, gar nicht oder nur sehr unvollkommen erfüllen. So die Reinheit des Bekenntnisses aufrechtzuerhalten für die Mitglieder der Kirche lag völlig außerhalb seines Vermögens, und sie wenigstens für die Theologen, für Pfarrer und Lehrer durchzusetzen, wurde zwar in einigen Ländern versucht, aber nirgends mit

ausschließendem Erfolg. Auch die Forderung an die Kirche, daß sie eine sozial e Einheit sei und schaffe, eine wirkliche Gemeinschaft aller ihr äußerlich Zugehörigen aus dem Volke, konnte der Staat je länger je weniger erfüllen helfen: im Gegenteil, der furchtbare Zwiespalt, der durch das Staatsvolk hindurchging seit dem Aufkommen der Sozialdemokratie, riß das Kirchenvolk mit in das Verhängnis; was an revolutionären Stimmungen und Bestrebungen wider den heutigen Staat aufkam, richtete sich folgerichtig auch gegen die mit ihm verbundene Kirche. Ja bei der Festigkeit der Bollwerke des heutigen Staats erschien die Kirche wie ein schwächeres Vorwerk, an dem man ihn leicht und doch empfindlich treffen könnte. Die Austrittsbewegung setzte ein; aus dem Verhältnis der Kirche zum Staat nahm sie ihre größte Kraft; wenn sie dennoch versagte, so war wohl die Hauptursache die Gleichgültigkeit gerade der kirchenfremd gewordenen großstädtischen Massen. Jedenfalls lebte die Kirche vor dem Krieg unter dem bewußten oder unbewußten Widerstande vieler Gebildeten und ganzer Schichten und Parteien des Volkes. Die Sozialdemokratie allein besaß auch eine Formel dafür: „Religion ist Privatsache“. Diese konnte Verwerfung jeder Kirchenbildung überhaupt bedeuten, negierte aber jedenfalls die vom Staat protegierte, organisierte und regierte deutsche Landeskirche. Sie ließ allenfalls Raum für persönliche Religion, und damit für unsichtbare Kirche, aber nicht für das, was wir ebensowie die Sozialdemokraten insgemein „Kirche“ nennen.

In dieser mißlichen Lage wurde die Kirche getragen wesentlich von der Tüchtigkeit ihrer Geistlichen.

Ihnen ist in Predigt und Gemütspflege eine einzigartige freie Wirksamkeit beschieden, und wo nur der rechte Mann an der rechten Stelle steht, da wirkt er auch. Sie erhielten und schufen mitten in unkirchlichen Landstrecken immer wieder Gemeinden, in denen etwas von der unsichtbaren Kirche sichtbar, spürbar, lebendig wurde in Kultus und Sitte.

8

Nun kam der Krieg. Er kam für unser deutsches Volk mit der Gewalt eines plötzlichen Ueberfalls. Wie reagierte darauf das Staatsvolk, wie das Kirchenvolk?

Es war da mit einem Schlage kein Unterschied. Das Staatsvolk war das Kirchenvolk. Das ganze Volk suchte und fand seine Kirche.

Was bedeutete der Zudrang der Massen zu den Gottesdiensten? Was der Choralgesang selbst auf Straßen und Märkten unsrer großen Städte? Was der starke kirchliche Einschlag sogar in der Tagespresse?

Was suchte unser Volk in den Gotteshäusern? Das Dogma? die glaubende Gemeinde? die Person des Predigers? das Gebet? Gott? Oder nur irgendwelche künstlerische Erquickung und Erhebung im Raum, in der Musik, in der andächtigen Versammlung?

Jedenfalls wurde ihm in dieser Stunde die Kirche und das Kirchenhaus ein Ort der Zuflucht, wie es sonst keinen hatte. Ein Ort, wo man hindurfte, hingehörte mit seinen wogenden Empfindungen, wo man etwas erwarten konnte von Verständnis, Auslösung, Ueberleitung der furchtbaren inneren Unruhe,

die das Herz fast zersprengen wollte, in ruhigere Bahnen. Bei den kirchlichen Leuten verstand sich diese Zuflucht von selbst; die Kirchenfremden stellten sich ein in Ermangelung eines anderen Zieles ihrer Sehnsucht. Es war Krieg, und man mußte in den Krieg. Aber man wollte vom Krieg nicht nur hören wie auf dem Bezirkskommando und auf dem Kasernenhofe, durch die Zeitung und die Extrablätter, auf der Gasse und am Stammtisch. Man wollte anders vom Kriege hören, und nicht nur vom Kriege. Und es ergab sich mit einem Schlage die große Wohltat, daß eine solche Institution wie die Kirche da war im Staat, im Volkskörper, im öffentlichen Leben. Eine Stätte, dahin die Seele sich flüchten kann, wenn sie nun denn doch nicht so einfach mit sich selber fertig wird, wo sie Schutz und Deckung findet, wenn die Stürme über sie brausen, und von wo sie Kraft mit hinwegnimmt zum unabwendbaren Kampf. Die Kirche als Volksinstitution wurde mit einem Male neu entdeckt, als Volksheimat, als ein Stück Lebensland, auf das Jeder ein Recht hat, wo Jeder erwarten darf, anständig und liebreich und verständnisvoll behandelt zu werden in seiner Aufregung, Begeisterung und Not, wo Einer so gut wie der Andre etwas gilt mit dem, was er ist und was in ihm vorgeht, und Niemand ihn stößt und schiebt und drückt und vergewaltigt. Wenn das auch nur das vorübergehende Erlebnis von Tausenden und Zehntausenden gewesen wäre und nichts davon übrig geblieben, so wäre es bis heute für den, der sehen will, ein Fingerzeig, nein eine Entdeckung und Offenbarung, was die Kirche sei. Die sichtbare Kirche, die Kirche als ein Glied unsrer Volksorganisation, die Landeskirche.

9

So, wie in jenem unvergeßlichen und unbeschreiblichen Momente der Katastrophe — so konnte es nicht bleiben. Der Krieg, plötzlich über uns gekommen wie der Ausbruch eines Vulkans, ist uns alsbald Aufgabe und Gewöhnung geworden — eine Arbeitsleistung für uns alle, die wir ein Jeder durchzuführen haben mit unserm ganzen Menschen. Das Unmittelbare jener ersten Tage mit allem, was sie in der Volksseele wie in der Einzelseele weckten, konnte so nicht dauern. Dies zu verlangen wäre ganz kurzsichtig und unbillig. Für die Kirche aber kam es jetzt darauf an, wie sie das, was der Augenblick ihr geschenkt hatte, festhielt.

Ich bin nun der Meinung, die Kirche hat ihre Schuldigkeit getan. Sie hat es verstanden, den Beruf, den der Blitz des Kriegsausbruchs für unser Volk ihr zeigte, zu erfüllen. Gewiß nicht restlos und vollkommen — aber wo gibt es das in der Welt? Und die Kirche ist ja das Christentum in der Welt.

Es haben vor allem die Pfarrer ihre Pflicht verstanden. In den herkömmlichen Gottesdiensten wie in neu eingerichteten Betstunden haben sie unermüdlich den Krieg und was er uns soll christlich gedeutet. Die Liebesarbeit der Gemeinde haben sie wider die Nöte des Krieges geweckt und gestärkt und in allerlei Bahnen geleitet: auf dem Lande lag das vornehmlich in ihrer Hand. Sie haben Briefe geschrieben, Blätter und Bücher versandt, eigene Zeitungen gedruckt und durch das alles den Zusammenhang zwischen dem Volke daheim und den Kämpfern draußen auf eine besondre edle und geistige Weise vermittelt. Sie haben getröstet, wo die

heiße Sorge und das blutige Leid einkehrten: und das Trösten ist ja immer die Stärke unsrer Kirche gewesen. Bei alledem haben die Pfarrer ihre Helfer und Helferinnen gehabt an Männern und Frauen, und es ist die Kirche gewesen, die darin lebte und wirkte. Eines Eingreifens oder Ermunterns von seiten der Kirchenbehörden hat es dabei kaum bedurft; alles war selbstverständlich; dennoch haben auch die Kirchenbehörden das Ihre hinzugetan. Fragt man, inwieweit all diese Arbeit und Aufmerksamkeit der Kirche notwendig und eigenartig war, eine Leistung, die von keiner andern Seite her in Angriff genommen wurde, so muß man gerne zugestehen, daß die Grenzen der Tätigkeit fließende sind, daß manches Werk doppelt geschieht, aber im Großen wird nicht geleugnet werden, daß die Kirche Arbeit leistet, die sonst Niemand tut und für die sonst Niemand da ist. Das gilt vom Feldprediger draußen bis zur Gemeindeschwester daheim und vom Vorsitzenden des Kirchenausschusses bis zum Küster.

10

Aber wichtig ist uns nun Folgendes. Die Kirche ist von Kriegsanfang an rückhaltlos und grundsätzlich auf Seite des kämpfenden Volkes getreten. Für die Kirchenbehörden — als Staatsbehörden — war das unumgänglich. Aber auch die Pfarrer, soweit man ihre Denkweise kennt vom Hören und Lesen, aus Predigten, Vorträgen, Zeitungsaufsätzen, haben so empfunden und gehandelt. Das Christentum ging auf im Deutschtum. Nicht daß man vergessen hätte, daß es etwas anderes ist. Das Problem hat sogar Vielen

sehr hart zu schaffen gemacht, wie die Religion Jesu und das Kriegshandwerk, der Völkerhaß, die Wucht des Materiellen in den Entscheidungen sich miteinander vertrügen. Aber man fand irgendwie die Gleichung, man zog unwillkürlich, unter einem inneren Zwang und darum mit ganzem Ernst das Christentum in den Dienst der nationalen Erhebung, des staatlichen Widerstandes, der kriegerischen Kraft. Feldprediger wurden wir alle, nicht nur überzeugt mit Luther, „daß Kriegsleute auch in seligem Stande sein können", sondern auch unserm Kaiser vertrauend: „Mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert".

So bis heute. Und so wird es bleiben. In Tagen der Geduld, in Tagen des Sieges. So hat die Kirche in einer kritischen Stunde ohne Gleichen sich unserm Volke verschrieben und einen Grundzug ihres Wesens offenbart. Aus dieser Gegenwart ergibt sich ihre Zukunft.

11

Was folgt aus dem Verhalten der Kirche während des Krieges für die Kirche nach dem Kriege?

1. Keine Rede mehr von Trennung des Staates und der Kirche.

2. Im Gegenteil, Neubefestigung der Landeskirche als Volks-, d. i. als Staatskirche.

3. Damit und darum: Ethisierung der Kirche.

Das ist meine Antwort auf die in unserm Vortragsthema liegende Frage. Ich sage nicht, daß es so kommen soll, daß jede andre Lösung unrecht wäre, daß

ich mich für diese Lösung persönlich einsetze. Ich sage nur, daß ich das, was kommt, so sehe, daß eine innere Logik uns zwingt, aus dem, was wir erleben, das, was wird, so herauszufühlen.

12

Keine Rede mehr von Trennung des Staats und der Kirche.

Theoretisch bleibt natürlich immer die Möglichkeit, sich mit dieser Losung zu beschäftigen. Es wird Einzelne, Gruppen, Idealisten und Atheisten geben, die sie weiter verkündigen. Es wird auch gläubige Christen geben, die gerade im Namen der unsichtbaren Kirche diese Trennung jetzt erst recht fordern. Aber ich rede ganz praktisch, realpolitisch: es ist für absehbare Zeit keine Mehrheit möglich weder im Kirchenvolk noch im Staatsvolk für die Trennung von Kirche und Staat. Denn Kirchenvolk und Staatsvolk ist in diesem Kriege, mehr als seit einem Jahrhundert, dasselbe gewesen und geworden. Man denkt unwillkürlich an den Spruch: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden“.

Am entschlossensten wird diese Konsequenz des Erlebten der Staat ziehen. Schon bisher war der Staat, insbesondere unser größter, der preußische Staat, mit unserm Kaiser als *summus episcopus* der preußischen Landeskirchen an der Spitze, jeder Aenderung des herkömmlichen Kirchensystems abgeneigt. Da das Kirchenwesen Sache der Einzelstaaten ist, nicht des Reichs, so hätten ja andre Staaten, wie Baden oder Württemberg, mit der Trennung vorangehen können. Und zuweilen

mochte man das für möglich halten. Nur daß gerade die Sachverständigen und Besonnenen eine solche radikale Lösung immer wieder für sehr schwierig und verantwortungsvoll erkannten. Heute, wo Kirche und Staat durch den Krieg enger denn je verbunden sind, wo die kirchliche Frömmigkeit sich als ein starkes Element unsrer nationalen Widerstandskraft bewährt und erwiesen hat, dürfen wir das Trennungsproblem von unsrer Tagesordnung für eine Weile streichen, um uns dafür anderen fruchtbareren Gegenständen zuzuwenden.

Die fühlbarsten Folgen hat das nach dem schon vorhin Gesagten begreiflicherweise auf dem Schulgebiet. Zwar ist die konfessionelle Staatsschule nicht aufrechtzuerhalten in unsrer modernen Zeit ohne Kompromisse und Konflikte. Dennoch diese Schule, die wir haben, hat etwas geleistet. Das Volk, das die Schlachten schlägt, welche wir staunend erleben, und das auch daheim sich so bewährt, wie wir des mit Freuden Zeugen sind, ist doch das Produkt einer hundertjährigen Erziehung durch unsre konfessionelle Kinderschule und durch unsre konfessionelle Erwachsenenkirche. Alle rationelle und rationalistische, pädagogische und politische Geltendmachung von Prinzipien kann diesem Gewordenen und Bewährten jetzt nichts anhaben. Sie mag einwirken auf das Lebende, kann aber das Lebende nicht zu den Toten werfen. Damit werden insbesondere unsre fortschrittlichen Lehrerkreise sich abfinden müssen. Ihr Vorwärtsdrängen in Ehren, aber sie werden sich begnügen müssen, auf dem Boden der gegebenen Kirchen- und Staatsschule ihre Forderungen zu entfalten. Reformen des Religionsunterrichts, ja, aber nicht Abschaf-

fung; Entbindung des einzelnen Lehrers von religiösen und kirchlichen Pflichten innerhalb seiner Schularbeit, aber nicht Veränderung des Gesamtcharakters der Schule um des einzelnen Lehrers willen. Entlassung von Dissidentenkindern, selbstverständlich, um die Kinder wie die Eltern nicht einem unerlaubten Religionszwang zu unterwerfen, aber nicht Ueberlassung der Kinder an eine ungewisse und unkontrollierbare religionslose oder auch rein religiöse antistaatliche Erziehung. Das Komplizierte der Schul-Lage, das so bleibt und noch gefestigt ist, darf nicht schrecken. Es ist ein Stück Folge der reellen Erfahrungen dieses Krieges.

Aber wie in der Schule für Dissidentenkinder, so muß auch sonst im Staat für Dissidenten selbstverständlich Luft geschaffen werden.

Für die Juden ist bereits vom bisherigen Staat neben den Christen eine privilegierte Stellung geschaffen gewesen. Ebenso muß man die Kirchenfremden und Kirchenfeinde sonst in ihrem religiösen oder antireligiösen Selbständigkeitsdrange befriedigen. Sie haben sich auf unsern Schlachtfeldern so gut geschlagen wie die Kirchenchristen: die Kirche darf nicht müde werden, den mit ihr verbundenen Staat auf die heilige Pflicht hinzuweisen, die er auch um der Kirche willen, um der Reinheit ihres Verhältnisses zu ihm willen erfüllen muß. Für den völligen Schutz der Geistesfreiheit jeder dem Volke zugehörigen Minderheit muß die befriedigende Form gesucht und gefunden werden.

Mit diesem Vorbehalt also dies das Erste, was wir von unsrer Kirche nach dem Kriege zu sagen haben: Keine Rede mehr von Trennung der Kirche und des

Staates. Die Generation, die diesen Krieg ausgefochten hat, lehnt jene Formel als eine abstrakte, unnatürliche, der Volksseele fremde ab.

13

Wenden wir uns nun ganz der positiven Seite der Sache zu, so handelt es sich um nichts Geringeres als um die Neubefestigung der Landeskirche als Volks-, d. h. als Staatskirche.

Volk und Staat sind jetzt eins. Es steht kaum zu befürchten, daß diese glückliche Einheit nach Kriegsschluß Prüfungen ausgesetzt werden wird wie vor hundert Jahren nach den Freiheitskriegen oder auch nur wie vor vierzig Jahren nach 1870/71. Oben und unten werden die guten Geister auf der Wacht stehen, daß das nicht geschieht.

Haben die beiden, das Staatsvolk und der Volksstaat, sich gefunden, so hat die Staatskirche ihren Schrecken verloren. Die Staatskirche ist dann die Vollendung der Volkskirche und das Staatsvolk ist das Kirchenvolk.

Man hält uns entgegen die Religionslosigkeit des modernen Staats. Wir antworten: Das ist eine blutleere Abstraktion, ein Schlagwort, eine Gedankenlosigkeit. Unser Staat hat ja bisher schon diesen Begriff, den man von ihm hatte, ignoriert. Er war nicht religionslos. Er war und ist es nicht einmal in England und Amerika, er ist es einzig in Frankreich — und welche Anziehungskraft besäße im Augenblick dieses Vorbild? Bejahen wir ruhig den Zustand, den wir haben. Eine Fülle von positiven Aufgaben ist damit dem Staate und der Kirche

in ihrer Einheit gestellt. Natürlich ist der Staat eben vermöge seiner Organisation, als die Organisation des Gesamtlebens und des Gesamtvolks, als die Quelle und Bürgschaft aller Ordnung und alles Rechts die übergeordnete Gemeinschaftsform. Er ist „religionslos“ und „konfessionslos“, sofern er ein Haus ist für alle Religionen und Konfessionen zusammen und zunächst ganz Anderes zu tun hat, als sich um sie und ihre Differenzen zu kümmern. Genug fürs erste, daß sie in diesem Hause wohnen können. Die Kirche stellt sich im Staate dar als eine Sonderorganisation, zu besonderem Zwecke mit relativer Selbständigkeit ausgestattet. Ihr besonderer Zweck ist die Pflege der Religion, die Ausgestaltung der religiösen Gemeinschaft im Volk, die Bewahrung und Entfaltung aller im religiösen Besitz gelegenen Kräfte. Was die Kirche dafür an Selbständigkeit braucht, muß der Staat ihr lassen; darüber hinaus begehrt die Kirche gar keine Existenz, im Gegenteil sie will nichts lieber als mit ihrem Charisma im ganzen Volke aufgehn, nach dem Gleichnis des Samens oder des Sauerteiges.

Die Kirche steht zum Staate ähnlich wie andre Organisationen, welche die Vertretung und Pflege der Arbeiterschaft, der Industrie, des Handels, der Kunst, der Wissenschaft im Staate und mit dem Staate zum Zwecke haben. Nur daß ihr Verhältnis zum Staate ein noch innigeres ist, weil das Kirchenvolk mit dem Staatsvolk sich ganz anders deckt als irgendeine der genannten Berufs- und Interessengruppen.

Es wird aber auch schon die relative Selbständigkeit der Organisationen die Möglichkeit von Reibungen

und Konflikten mit sich bringen. Wenn der eine Teil große Fehler gemacht hat, wird der andre um der von ihm vertretenen Sache willen den Kampf aufnehmen. Das beweist gar nichts gegen die Richtigkeit der Grundstruktur. Es heischt die Pflicht: zum Besten des Ganzen sich vertragen und unnötige Reibungen vermeiden.

Das bedeutet z. B. daß wir 1. am Staate uns nicht ärgern, wenn wir seine Oberhoheit spüren. Sie wird sich von Rechts wegen in Sachen der Form äußern, nicht in Sachen des Inhalts und des Gewissens. Wir werden allem Bureaukratismus von Herzen abhold bleiben, als Kirche, die das Innere pflegt. Aber was Organisation ist, und wie sie ohne äußere Ordnung und Regelung nicht besteht, was Disziplin bedeutet, das müssen wir heut begriffen haben. Wir dürfen uns ruhig als Kirche, ob Pfarrer, ob Lehrer (die Professoren eingeschlossen), ob Eltern, ob Gemeinschaftsleute, Mystiker oder Freireligiöse, mehr Disziplin auferlegen. Mehr Zucht unsern Launen, Einfällen, Wünschen und Meinungen gegenüber. Mehr Rücksicht auf das Hergebrachte, auf die Sitte, auf die Geschichte. Wenn wir die Gegenwart als Geschichte erleben, bringt das unwillkürlich ein gesteigertes Verständnis der Vergangenheit: so war ja die Napoleonische Zeit vor hundert Jahren eine Wurzel der Romantik, des Konservatismus, der Geschichtsschreibung für unser Volk. Aehnliches kommt jetzt wieder, und die Kirche wird ihren Anteil daran haben. Sehen wir zu, daß das im Segen geschehe!

Darf also die Kirche sich an dem Staate nicht ärgern, wenn er sie seine Art fühlen läßt, so darf umgekehrt 2. der Staat der Kirche kein Aergernis

geben, indem er seine Art und Gewalt so über sie zur Geltung bringt, daß sie dadurch bedrückt und in ihrem Leben bedroht wird. Würde z. B. der Staat sie wie vor hundert Jahren in den Dienst politischer Reaktion zwingen, so würde er sie in ihrer Seele schädigen. Er würde sie hindern, seine eigne Geschichte, die zugleich die ihre ist, in freier innerlicher Weise zu verarbeiten; und wo ihr das geschieht, ist sie immer in Lebensgefahr. Aber tatsächlich ist diese Gefahr heute gering. Denn zu der Geschichte, die hinter uns liegt, gehört heute auch der Liberalismus mit, d. i. eine starke Strömung durch das neunzehnte Jahrhundert hindurch, schöpferisch vornehmlich im neuen Deutschen Reich und mit seinen Wurzeln hinabreichend bis in die Tage der Reformation. Macht der Staat als Staat unsers ganzen Volkes Ernst damit, die Kirche als Kirche des ganzen Volkes zu betrachten, so wird er sich hüten, sie mit einseitigen Tendenzen zu ärgern und zu ängsten, sondern im Gegenteil das vornehmste Interesse daran haben, daß sie ihre Organisation immer mehr zu einer Heimat für die Gesamtheit entwickle. Sein Interesse muß sein, daß sie möglichst da sei für die Guten und für die Bösen, für die Gerechten und für die Ungerechten, für die Gläubigen und für die Ungläubigen. Und das ist genau das, was auch die Volkskirche von sich aus als ihre Sendung begreift. Wie erhält sie sich denn? Will sagen: wie pflanzt sie sich fort? Durch die Kindertaufe. Jede neue Generation von Geborenen im Volk nimmt sie damit immer wieder in ihre Mitgliedschaft auf. Welche Qualifikation fordert sie also von ihren Mitgliedern? Genau zugesehen keine andere, als daß sie Kinder ihres Volkes

sind, des Kirchenvolkes, das zugleich das Staatsvolk ist. In dem Augenblick, wo die Kirche etwa die Bekenntnis- oder Erwachsenentaufe als Aufnahmeakt einführen würde, verlöre der Staat sein vornehmstes Interesse an ihr, denn sie böte ihm keine Bürgschaft mehr dafür, daß sie bleiben werde, woran allein ihm liegt: eine Erziehungsanstalt für Alle.

Es fragt sich, ob dieser Bestimmung der Kirche für das Gesamt-Staatsvolk nicht mit einer Verfassungsänderung gedient wäre: Statt der vielen Landeskirchen eine Reichskirche? Vielleicht haben manche von Ihnen erwartet, daß ich davon heute Abend vornehmlich reden würde. Weinel hat neulich im ‚Kunstwart' einen vielbeachteten Artikel darüber geschrieben. Ich werde ihm aber nicht folgen.

Wir haben bisher immer vom Staat geredet, nicht vom Reich. Unser Reich ist ein Bundesstaat. Die Landeskirchen sind durch Geschichte und Verfassung Kirchen der Einzelstaaten. Wir haben in Deutschland so viele Landeskirchen wie Einzelstaaten, und sogar, da Preußen 18C6 die Kirchen der annektierten Länder für sich bestehen ließ, noch einige mehr. Der Wunsch nach einer verfassungsmäßigen Einheit der deutschen evangelischen Kirche ist alt; daß er jetzt wieder lebendig wird, selbstverständlich. Doch halte ich die Erreichung dieses Zieles alsbald nach dem Kriege nicht für wahrscheinlich und schätze seine Wichtigkeit auch nicht besonders hoch ein. Es zu erreichen würde viel Kraft kosten, die wir besser anders verbrauchen. Es liegt weniger daran, daß wir einen Kuppelbau aufführen, als daß wir uns häuslich rechtschaffen einrichten.

Zwar würde ich dem Reich und dem Reichstage gönnen, wenn sie aus ihrer einseitigen Kompetenz für materielle Interessen dadurch herausgerissen würden, daß auch Kirche, Schule und andre Kulturaufgaben des Volkes ihrer Fürsorge zugewiesen würden. Aber das würde zu einer solchen Entleerung der Einzelstaaten führen, daß ihnen kaum noch eine Bedeutung übrig bliebe. Die Einzelstaaten verlieren so wie so schon, auch wieder durch diesen Krieg, an Geltung im Bewußtsein des Volkes; man nehme ihnen das Kultusdepartement, und sie können sich auflösen.

Solange wir aber die Einzelstaaten haben und diese im Volksbewußtsein noch verankert sind, möchte ich ihnen auch die Landeskirchen nicht entzogen wissen. Ich möchte es vorziehen, daß die Landeskirchen die weitere Entwickelung der Einzelstaaten teilen und etwa nur mit diesen einmal, wenn es sein soll, vollends im Reiche aufgehen.

Das braucht nicht zu hindern, daß man den gemeinsamen Kirchenausschuß stärkt, daß man ihm eine Reichssynode zur Seite gibt, und daß man dem Reiche auch bestimmte kirchliche Aufträge gibt, wie sich das schon bisher angebahnt hat, z. B. den deutschen Auslandsgemeinden gegenüber.

Und nur freuen würden wir uns, wenn in den Territorien gewisse alte Kirchengrenzen fielen, die ihre Echtheit und Lebendigkeit verloren haben. Z. B. wenn eine Stadt wie Frankfurt a. M., deren politischer Umkreis zu drei Landeskirchen gehört (zur selbständigen Landeskirche Frankfurt, zur nassauischen und zur kurhessischen Landeskirche) — wenn die eine solche auch praktisch

hinderliche Unvernunft beseitigte und dem erhöhten Gemeinschaftsgefühl dieser Zeit die Unterschiede einer lutherischen, deutsch-reformierten, französisch-reformierten und unierten Gemeinde in ihren Stadtgrenzen zum Opfer brächte, so wäre das nur recht und vorbildlich. Dergleichen kann und wird kommen, es dient der Vereinfachung und Natürlichkeit der Verhältnisse.

Warten wir ruhig ab, was die politische Lage nach dem Kriege, was die Entwickelung des Verhältnisses der Einzelstaaten zum Reich bringen wird. Aber stürzen wir uns wegen dieser Verfassungsfragen in keine Kämpfe. Die Betonung der Zugehörigkeit der Kirche zum Staat bedeutet keine Veräußerlichung. Wir denken ja beim Staat an kein religions- oder gar moralloses, abstrakt konstruiertes oder in der Pflege materieller Kulturinteressen aufgehendes Gebilde. Wir denken beim Staat an das Volk. Das im Staat organisierte Gesamtvolk hat an der Kirche das Interesse, daß sie ihm seine idealen Güter erhalte und in den kommenden Generationen den Sinn dafür wecke. Darauf geht die kirchliche Organisation ein, das liegt ihr. Ob sie das besser im Einzelstaat leistet oder im Reich, ist ein rein technisches und von äußeren Bedingungen abhängiges Problem. Es hängt von seiner Lösung nicht ab, ob sie ihren Beruf als Volks- und Staatskirche erfüllt.

Wenn nun die Kirche in diesem Verhältnis zum Staate steht, und sie leistet dem Staate, was sie soll und will, dann muß ihre Zeit nach dem Kriege unter dem Zeichen stehen:

14
Ethisierung der Kirche.

1. Auch ohne Rücksicht auf den Staat würde die Kirche nach dem Kriege eine ethische Periode haben. Der Krieg hat uns die Augen dafür geöffnet, daß wir unserm Volke an sittlicher Leistung viel mehr zutrauen und zumuten dürfen, als wir ihm vorher zugetraut und zugemutet haben. Wir waren — als Kirche — zu zaghaft den anscheinend vorhandenen Schwächen und Härten gegenüber. Heute wissen wir ganz anders, welcher Kraftanstrengung, Ausdauer, Aufopferung und Hingabe der Deutsche fähig ist. Gilt das alles dem Vaterlande, es gilt damit einem Werte, der über den nächsten Eigennutz hinausliegt. Welch ein Antrieb, gestützt auf diese Fülle ermutigender Erfahrung, auf diese fast unübersehbare Sammlung moralischer Beispiele die höchsten Forderungen zu stellen, die man an ein Volk stellen kann! Die Kirche wäre nicht wert zu existieren, wenn sie die entbundenen Kräfte nicht erhalten und auch für andere sittliche Güter lebendig machen wollte.

2. Das ist nun genau das, was der Staat verlangt. Er hat ja im Grunde kein Interesse an „Religion". Protestant und Katholik, Jude und Muhammedaner sind ihm gleich wertvoll, wenn ihre Religion ihm nur Ethik schafft und verbürgt: der Inhalt der Glaubensvorstellungen kümmert ihn dann wenig. Wenn er wünscht, daß dem Volke die Religion erhalten werde, so ist es ihm um die durch sie erzeugten Kräfte und Tugenden zu

tun. Und die wird der Staat nach dem Kriege doppelt eifrig verlangen. Denn ungeheure, unabsehbare Aufgaben liegen vor ihm. Dazu braucht er ein treues, fleißiges, gemeinnütziges, wagemutiges, zähes Volk. Und dafür begehrt er die Hilfe der Kirche. — Daß die sittlichen Forderungen der Kirche ihm gelegentlich unbequem werden, wenn sie Kritik übt an ihm selber, nimmt er gern mit in Kauf. Er erkennt ihr das Recht zu solcher kritischen Stellung zu; denn ohne diese Freiheit könnte sie ihm nicht den Dienst tun, den er von ihr braucht.

3. Nicht brauchen kann aber der Staat eine Kirche, in der Zank und Streit herrscht. Sie soll ja die wilden auseinanderstrebenden Triebe des Eigennutzes und der Selbstsucht bändigen: wie kann sie das, wenn sie selber eine Domäne des Eigensinns ist! Sie soll die politischen Parteien zur Besinnung rufen: wie soll sie das, wenn ihr eignes Parteiwesen fanatischer ist als das politische! Wir alle denken heute voll Scham an das zurück, was in dieser Hinsicht vor dem Kriege noch möglich war: in der kirchlichen Presse, bei den kirchlichen Wahlen, in der kirchlichen Verwaltung. Der Burgfriede, den der Krieg uns brachte, hat uns gezeigt, daß es anders geht. Diese Wohltat muß uns und dem Staate, d. i. dem Volke, erhalten bleiben. Vielleicht haben wir in unsrer inneren Politik nach dem Kriege ein heißes Aufflammen der Parteileidenschaft zu gewärtigen: wer kann es wissen? Jedenfalls müssen wir uns auf ein furchtbares Aufeinanderprallen materieller Interessengruppen gefaßt machen. Die Kirche muß dann

mildern und versöhnen, unter Umständen auch mahnen und richten. Dazu aber bedarf sie selber der innern Zucht und Geschlossenheit. Ist es da nicht von guter Vorbedeutung, daß wir allein auf kirchlichem Boden eine Abmachung erlebt haben, wie die der Berliner Parteien, wonach der Burgfriede dort auf jenem heißesten Boden bis zu den Hauptwahlen im Jahre 1918 gesichert ist? Vielleicht ließen sich ähnliche Verträge in unsrer Kirche noch mehr schließen und es wäre dadurch überall die Erfahrung eines Vorfriedens geschaffen zu einem wirklichen Friedenszustande der Kirche.

4. In einem Andern ist der Staat der Kirche zuvorgekommen. Nämlich in Sachen der Sozialdemokratie. „Ich kenne keine Parteien mehr" hat der Kaiser gesagt. Und es liegen Anzeichen genug vor, daß der Staat gegenüber der Sozialdemokratie Ernst machen will. Die Kirche, die sich gerade mit ihrem Verhalten zur Sozialdemokratie durchaus im Gefolge des Staates gehalten hat, ist uns noch jede Kundgebung in dieser Richtung schuldig geblieben. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß heute schon ein Pfarrer Mitglied der sozialdemokratischen Partei sein darf? Vorausgesetzt, daß er das persönlich für richtig hält; denn als eine irgendwie kirchenfreundliche oder kirchenverständige Partei können wir freilich die Sozialdemokratie bisher auch seit dem Kriege nicht in Anspruch nehmen. Darin aber unterscheidet sie sich kaum von bürgerlichen Parteien.

5. Eine schwierigere Aufgabe noch hat die Kirche

dem Antisemitismus gegenüber. Soll es mit der unlauteren, unwahrhaftigen Behandlung der 600000 Juden in unserm Volke wirklich so weiter gehen? Vom Kriege selber ist, soweit ich sehe, eine Aenderung dieses wilden Gegensatzes nicht zu erwarten. Die christliche Kirche aber ist berufen, auf eine ernste Inangriffnahme des hier vorhandenen Problems hinzudrängen und Mittel zu seiner Bewältigung darzureichen. Denn wovon das Judentum auch in unsrer Mitte schließlich lebt, ist seine Religion. Und dafür müssen wir die Sachverständigen sein.

Diese Aufgabe wird um so dringender, als das polnisch-russische Judentum unserm Volke jetzt viel näher gerückt worden ist. Es wird in unsrer Sehweite bleiben und wir werden seine Existenz weiter spüren. —

Ich übergehe, was etwaige Annexionen unsrer Kirche für ungeahnte Aufgaben stellen können, weil das allzu ungewisse Zukunftsgedanken sind. Um so gewisser und wichtiger ist Folgendes.

6. Wir haben zu rechnen mit einem ungeheuren Anspruch an die wirtschaftliche Energie unsers Volkes nach dem Kriege. Was wird es alles wieder aufzubauen geben! Was neu in Angriff zu nehmen! In der Geldwirtschaft, in der Industrie, im Handel, im Gewerbe — welch eine Arbeit wird geleistet werden müssen! Welch ein Tatendrang wird sich einstellen! Man darf hoffen: auf allen Gebieten.

Daß nun diese Bewegung nicht das Opfer rein materieller Triebe werde, muß darauf nicht eine Hauptsorge der Kirche gerichtet sein? Trägt sie nicht dafür in erster Linie mit die Verantwortung?

Aber es wäre ganz falsch, wenn die Kirche sich diesem neu auflebenden Unternehmungsgeist nur kritisch gegenüberstellen wollte. Sie wird das auch ganz von selber nicht tun. Eine Quelle der Kraft, der Energie, des zähen Durchhaltens ist sie von Gottes und Rechts wegen auch für unser wirtschaftliches Leben. Und es fragt sich, ob sie nicht versuchen sollte, zu diesem Zwecke ein altes heiliges Gut unserm Volke noch wichtiger und fruchtbarer zu machen: den Sonntag mit seiner Ruhe. Je mehr ein Volk arbeiten soll, desto mehr muß es auch ruhen können.

7. Zum mindesten wird die Kirche sich der Jugend zwischen dem 14. und 20. Lebensjahr, männlichen und weiblichen Geschlechts, Hand in Hand mit andern Faktoren in einer großzügigen Weise annehmen müssen. So wie es bis zum Kriege war, kann und darf es nicht bleiben.

8. Es wird auch die Zukunft der Frau von der Kirche gefördert werden müssen.

9. Ich rühre an ungeheure Ziele, wenn ich nur ganz kurz streife, was die Kirche

dem Wohnungselend,
der Alkoholunsitte
und der Prostitutionsschande

schuldig ist. Sie hat diese Volksschäden noch kaum angerührt. Soll das so bleiben?

Die unehelichen Kinder soll die Kirche rückhaltlos in ihr Leben aufnehmen und sich ihrer Mütter ganz anders annehmen.

10. Aber auch in die Ferne müssen wir schauen. Unser Horizont ist durch den Weltkrieg mächtig erweitert. Die künftige Ordnung zwischen den Weltstaaten wird eine Ordnung auch zwischen den Weltreligionen sein. Und da sollte die Kirche nicht dabei sein? Die Mission wird in ihrem politischen und kulturellen Interesse durch den Krieg auch manchem blöden Auge offenbar geworden sein. Hoffen wir, daß Staat und Handelswelt daraus die Konsequenzen ziehen: jedenfalls müssen wir es tun. Die deutschen Auslandsgemeinden wird man endlich in ihrer Bedeutung erkennen; die deutschen Auslandspfarrer können richtig eingreifend mehr leisten als mancher Konsul und Diplomat. In dieser Miteinstellung der Kirche in die Auslandspolitik können wir von unsern Feinden noch viel lernen; und das ist besser, als wenn wir von ihrer Lügen- und Bestechungskunst lernen. „Davor behüte uns, lieber himmlischer Vater!"

11. So werden die Kirchen auch der Friedensbewegung nach dem Kriege mit allem Ernst und Eifer zu dienen haben. Denn so wie es vor dem Kriege war, daß der Weltfriede mehr oder minder nur Passion Einzelner war, hier Sport dort Gewissenssache, auch wohl von Komitees und Vereinen getragen, so kommt die Friedenssache nicht vorwärts. Ich bin weit entfernt, die Verdienste des bisherigen Pazifismus zu verkennen. Aber der Weg zum Internationalismus geht durch den Nationalismus; will sagen: es sind die Nationen, die Staaten, die innerlich gewonnen werden müssen, damit sie als Nationen dann den Zusammenschluß finden.

Die Kirchen der Nationen haben und behalten hier eine klare Arbeit: die andern Kirchen verstehen und mit ihnen sich verständigen, das wird zu einem friedfertigen Verhältnis der Staaten untereinander mehr helfen, als man denkt. Was da vor dem Kriege gewesen ist, beweist nichts, denn das waren nur ganz schwache Anfänge.

12. Eine Welt sittlicher Tätigkeit erschließt sich damit der Kirche nach dem Kriege. Sie wird alle Ursache haben, sich in Predigt und Unterricht und Gemeindepflege auf die Ethik zu werfen. Dabei käme nun das Meiste gewiß an auf die Beamten der Kirche, auf die Pfarrer. Es ist so und kann nicht anders sein. Aber es käme zu erfolgreicher Wirkung doch gewiß ebenso an auf die Mitarbeit Aller. Und die mobil zu machen für die Zeit nach dem Kriege, dazu reicht der Krieg allein nicht aus. Eine große selbstverleugnende vertrauende Tat der heute die Kirche Leitenden müßte die Gemeinde mit neuem Gemeingeist und mit noch nicht dagewesener Aktivität erfüllen. Es ist eine Lieblingsidee von mir: die Kirche müßte den Laien das Recht, zu predigen, zu taufen, zu trauen, zu begraben und das Abendmahl auszuteilen zusprechen. Von diesem Rechte würde wahrscheinlich gar nicht so eilig Gebrauch gemacht werden: man würde erst recht und in der Freiheit um so lieber den Pfarrer holen. Auch müßte Ordnung und Zucht in diesen kirchlichen Dingen durchaus geschützt bleiben. Aber das Symbolische des Entschlusses würde seine sichere Wirkung tun, und mit dem allgemeinen Priestertum, dessen wir uns rüh-

men, würde auf eine neue Weise Ernst gemacht werden.

15

Wo blieb in dem allem die unsichtbare Kirche?

Sie ist unverloren und unvergessen.

Sie ist überall die Voraussetzung. Sie ist überall die Quelle der Kraft und der Sinn der Sache.

Sie ist die Religion hinter der Ethik. Jede Organisation ist schon Ethisierung. Jeder Versuch der Fremdlingsgemeinde Jesu, auf Erden sich einzurichten, war schon ein Schritt auf dem Wege zu einem Kirchentum, das zugleich Welt ist und Anteil hat an allem Irdisch-Menschlichen. Nur daß es ihm nicht versklavt und preisgegeben ist, sondern dienend seines göttlichen Ursprungs sich bewußt und seinem ewigen Ziele treu bleibt.

Ob der Schritt, den wir unsre Kirche jetzt unter der Wirkung des Krieges tun sehen, dem Ziele näher führt? Darüber läßt sich theoretisch nichts ausmachen, das wird die Praxis offenbaren bis an den Tag des Gerichts.

Aber würden wir in unseren Mutmaßungen über die Zukunft der deutschen Kirche nach dem Kriege zu einem andern Ergebnis gekommen sein, etwa zu dem, daß sie sich trennen werde vom Staat oder sich zu einer Reichskirche auswachsen, würde die unsichtbare Kirche dabei besser fahren als bei dem Prognostikon, das wir der sichtbaren Kirche gestellt haben?

Die unsichtbare Kirche bleibt der stetige, gleiche Kern in allen Wandlungen der sichtbaren, die lebendige Zelle, aus der sich immer wieder alles erzeugen muß,

was an der sichtbaren Kirche echt, wahr, fruchtbar und segensreich ist.

Die Gemeinde der Fremdlinge und Pilgrime mag sich noch so sehr einrichten auf Erden, sie darf über der Ethik die Religion nicht verlieren. Aber von diesen letzten Quellen der kirchlichen Kraft hatten wir heute nicht zu handeln. Genug, daß sie da sind. Und daß, wer da helfen will die Kirche nach dem Kriege bauen, von diesen Quellen trinke. Wer dann für das Bekenntnis eifert, der tue es als Glied der unsichtbaren Kirche; wer für die Freiheit eintritt, der tue es in ihrem Namen.

Aber von der Zukunft der unsichtbaren Kirche reden wir nicht. Sie hat keine Zukunft, denn sie hat die Zukunft. Sie ist ewig. Sie stammt aus der Ewigkeit und geht in die Ewigkeit.

Anmerkungen

Zu S. 3. Vgl. Wolzendorff „Politische Kriegsfürsorge“. Marburg 1915.

Zu S. 5. Es ist unglaublich viel über den Kirchenbegriff insbesondere Luthers von den Gelehrten gearbeitet worden in den letzten zwei Jahrzehnten. Ich nenne nur Rieker, Sohm, Paul Drews, Hermelink, Karl Müller, Walther Köhler, Troeltsch, Holl. Am tiefsten ist Holl dem Kirchengedanken Luthers nachgegangen. Ich habe mich auch in die Debatte gemischt. Meine Meinung ist die. Luther kennt nur Eine Kirche, die unsichtbare Kirche, aber er sieht sie, wie sie in den Seelen und ihrer Gemeinschaft auf Erden Gestalt gewinnen will. Daß daraus unsre Landeskirche geworden ist, daran hat der Staat viel mehr Anteil als Luthers Glaube. Womit ich für mein Teil nichts gegen die Landeskirche gesagt habe, wie mein ganzer Vortrag beweist. Denn dafür habe ich eine zu hohe Meinung — vom Staat. Meine politischen Veröffentlichungen vor dem Kriege sind des Zeuge.

Insbesondere, wenn die von den Reformatoren bei ihrer Ueberantwortung des organisierten Kirchenwesens an den Staat gehegte Voraussetzung war, daß in den Personen der Fürsten und Magistratspersonen christliche Obrigkeit gegeben und damit der christliche Charakter der Kirchenorganisation verbürgt sei: so mag diese Voraussetzung grundsätzlich und tatsächlich im modernen Staat hinfällig sein, der Verlust ist weit ersetzt durch die uns heute geschenkte Idee des Staates als der organisierten sittlichen Volksgemeinschaft. Vgl. S. 18, 20 f.

Zu S. 18 f. Ueber das Werk Konstantins Delbrück in einer Besprechung von Eduard Schwartz „Kaiser Konstantin und die christliche Kirche“ in den Preußischen Jahrbüchern, August 1915,

S. 342 f.: „War denn jener von Konstantin geschaffene Bund von Thron und Altar nichts als Irrtum, den die Menschheit anderthalb Jahrtausende hindurch nicht wieder losgeworden ist? . . Das [römische] Reich wurde wieder mit so viel Kraft erfüllt, um weiter leben zu können, und die Kirche schritt fort von dem Wesen einer bloßen Sekte zur Erfassung ihrer Mission als Erzieherin der Menschheit. . . . Es ist nicht nötig darzulegen, daß die Kirche, indem sie Welt-Erzieherin wurde, in den Schmutz und die Sündhaftigkeit der Welt auf eine Weise hineingezogen wurde, daß die Frommen oft genug an ihrer göttlichen Mission gezweifelt haben und verzweifelt sind. Dennoch war dies der einzige Weg, um die unendliche Fülle des geistigen Lebens zu erzeugen, die in dem steten Bund und dem steten Kampf zwischen Thron und Altar das Mittelalter bezeichnet . . auch für die Neuzeit noch von allen Potenzen des Daseins eine der stärksten, vielleicht die allerstärkste . . .“

Wenn unter den Versuchen der „Fremdlinge“, sich in der Welt einzubürgern und durchzusetzen, oben der Weg der anatolischen (sog. griechischen) Kirche ignoriert ist, so war das durch die praktischen Bedingungen des Vortrags geboten. Der Gebildete findet über die drei großen christlichen Religionen und gerade über den griechischen Katholizismus Bestes bei HARNACK „Das Wesen des Christentums“ (Leipzig 1900) S. 119, bzw. 135 bis Schluß.

Zu S. 19 f. Die Lutherworte finden sich Erl. Ausg. 22, 82. de Wette 2, 547. Das Wort vom Bann Erl. *Opera N. a.* 2, 310: *Beatus et benedictus, qui in excommunicatione iniusta mortuus fuerit.*

Zu S. 24. Vgl. Christliche Welt 1915 Nr. 40: HUNZINGER über „die Aufhebung der Unkirchlichkeit“ als unverlierbares Erlebnis der ersten Kriegszeit.

Zu S. 27: „Neubefestigung“. In Stuttgart sagte ich: Neukonstituierung. Lieber hätte ich gewagt: Neustabilierung. Das deutsche Wort verdanke ich einem Berichterstatter; es ist durchaus besser als beide Fremdwörter.

Zu S. 27 f. Ich habe in Stuttgart noch ein viertes Losungswort hinzugefügt: Energische Besserung unsers Ver-

hältnisses zur andern Konfession. Und ich habe dazu wörtlich Folgendes gesagt:

„Der wurzeltiefe Zwiespalt zwischen den beiden christlichen Konfessionen des Abendlandes ist natürlich durch den Krieg nicht beseitigt. Aber er ist überbrückt durch Tatsachen, aus denen die Konsequenz gezogen werden muß:

1. Die vaterländische Gesinnung, mit der unsre katholischen Volksgenossen in diesen Krieg gezogen sind, mit der sie auch durchgehalten haben bis heut, unterscheidet sich in nichts von der unsrigen. Das gilt ebenso vom Episkopat wie vom Volk wie von den Orden (bis in den Jesuitenorden hinein). Ein Rückschlag wie nach 1870/71 infolge des Vatikanums und der Aufhebung des Kirchenstaates, die schließlich zum Kulturkampf führte — ist ausgeschlossen. Unsre Verpflichtung gegen den Katholizismus wird aber noch verstärkt durch die Konfessionalität unsrer Verbündeten in Oesterreich-Ungarn. Oesterreich ist der katholischste Staat in Europa, vielleicht von Spanien abgesehen. Die Blutsbrüderschaft, die wir mit Oesterreich-Ungarn in diesem Kriege geschlossen haben, wird ihre geistige und also auch ihre religiös-kirchliche Wirkung tun, gleichviel was auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete noch an künftiger Gemeinschaft herausspringen mag. Wir Protestanten sollen nicht zögern, das offen auszusprechen.

2. Die Rolle, die der Papst, das Haupt der katholischen Kirche während dieses Krieges gespielt hat, ist selbstverständlich die einer neutralen Größe gewesen. Praktisch war dies schon dadurch geboten, daß seine Völker auf beide kriegführende Seiten verteilt sind: es gehören etwa 95 Millionen Katholiken auf die uns feindliche Seite, und etwa 65 Millionen zu uns. Geistig aber hat der Papst mit sicherem Gefühl seine Aufgabe fest erfaßt, ein Hort der Friedfertigkeit und der Menschlichkeit zu sein über dem allgemeinen Weltbrande: das ist überall auch von uns Protestanten dankbar anerkannt worden. Aber man darf sagen, daß diese seine Haltung uns, den Zentralmächten, insonderheit zu gute gekommen ist: wir konnten ja nur davon Gewinn haben, je reiner und tiefer inmitten einer Welt voll Lüge und voll Untreue die Neutralität vom Papste aufgefaßt und durchgeführt wurde. So ist es gekommen, daß in unserer erstaunlichen Isoliertheit der Papst fast wie ein Bundesgenosse gewirkt hat. Die Haltung katholischer Parteien und der katholischen Presse im neutralen Aus-

lande ist uns im gleichen Sinne zu gute gekommen. Das können wir nicht übersehen und dürfen es nicht vergessen.

3. Weltgeschichtlich ist von noch größerer Bedeutung, daß dieser Krieg deutlich gezeigt hat, wo der große Strich zwischen europäischer und asiatischer Kultur geht. Er deckt sich mit der Linie, welche die römische von der orientalischen Kirche trennt. Er geht also mitten hindurch durch die slavische Welt. Die katholischen westslavischen Völker gehören noch zu uns, die anatolischen ostslavischen bleiben uns fürs erste wesensfremd und feindselig. Daß auf dem Balkan die Grenzlinie unsicher wird, ändert nichts an ihrer Richtigkeit: die Balkan-Nationen und -Staaten stehen noch eben an der Schwelle großer Entwicklungsmöglichkeiten. Und über die Ukraine z. B. und ihre Zugehörigkeit wird vornehmlich ihre konfessionelle Zukunft entscheiden.

Wir können in der deutschen evangelischen Kirche das Lied ‚Und wehr des Papsts und Türken Mord' nicht mehr singen. Wir können auch unsern Katholiken die Jesuiten nicht länger vorenthalten: das Jesuitengesetz ist schon heute gefallen. Wenn für uns Protestanten der Widerspruch gegen Rom zu unserm Wesen wie zu unserm Ursprung gehört, so werden wir andre Formen finden müssen, das geltend zu machen. Wir bleiben Protestanten, wie jene Katholiken: aber das Törichte an unsrer bisherigen Art, die römischen Dinge zu nehmen, müssen wir lassen.

Ich möchte, was ich damit meine, an einem Beispiel klar machen. Es betrifft die Frage des Kirchenstaats. Auf jedem deutschen Katholikentage wurde die volle politische Souveränität des Papstes durch Wiederaufrichtung des Kirchenstaates gefordert. Mit anscheinend sich vermindernder Energie, da der seit 70 bestehende Zustand einer nur unpolitischen Papstherrschaft gar zu sehr seine Vorzüge bewährte. Jetzt während des Krieges scheint ja wieder ein stärkeres Bedürfnis nach dem Kirchenstaat im Interesse des Papsttums sich praktisch geltend zu machen. Aber was ging uns Protestanten die ganze Frage an? Weshalb haben wir uns da hineingemischt? Offenbar nicht zum wenigsten um unsers Dreibundes mit Italien willen. Gut, das war ein politisches Motiv. Aber unser konfessionelles Bewußtsein und Verhalten konnten wir getrost damit unverworren halten. Heute sind wir in der Lage das einzusehen und werden dem Papst und den Katholiken ruhig das Recht zusprechen, diese Angelegenheit so zu ordnen, wie sie

nach dem Wesen ihrer Kirchengemeinschaft wollen und innerhalb der gegebnen Weltlage imstande sind.

Damit genug von unsern Katholiken und vom Papst. Es ist eine zarte Sache, und ihr Gedeihen hängt von beiden Teilen ab. Es wird auch besser sein, vorläufig nicht viel vor der Oeffentlichkeit darüber zu verhandeln. Aber was gesagt wurde, mußte gesagt werden und durfte gesagt werden."

Weshalb habe ich dieses Stück Rede jetzt in die Reihe der Anmerkungen versetzt?

Einmal weil es die Einheit und Geschlossenheit des Vortrags stört. Sodann weil es eine Sache von ungemeiner Größe und Tragweite zu kurz und zu sehr nur von einigen Gesichtspunkten aus betrachtet. Was ich gesagt habe, verantworte ich gern. Aber es liegen zwischen den Sätzen fast überall noch Fragen, die man heute nicht beantworten kann. Ueber dem Ganzen aber schwebt die entscheidende Frage, wie die deutschen Katholiken sich zu uns Protestanten nach dem Kriege verhalten werden. Der Burgfriede, den wir jetzt haben, hat uns, sehe ich recht, Anzeichen eines über das Vaterländische hinausgehenden guten Willens noch kaum gebracht. Gewiß darf das kein Hinderungsgrund für uns sein, solchen guten Willen zu zeigen. Aber das Zukunftsbild meines Vortrags kann an Sicherheit nur gewinnen, wenn ich dieses ganze Thema zunächst abseits stelle.

Zur Frage des Kirchenstaates vgl. HILGENREINER „Die römische Frage nach dem Weltkriege". Prag 1915. Zu Oesterreich-Ungarn NAUMANN „Mitteleuropa" S. 64 ff. Berlin 1915.

Zu S. 30. Das ist nun für unsereinen die *conditio sine qua non*, unter der wir einer Neubefestigung der Staatskirche, wie wir sie annehmen, innerlich zustimmen können.

Zu S. 35. Kunstwart, Erstes Septemberheft: WEINEL „Die deutsche Reichskirche".

Zu S. 40 Nr. 3. Der Berliner Vertrag findet sich Christliche Welt 1915 Nr. 12 Sp. 244. — Vgl. HUNZINGER a. a. O. Sp. 797: „Das Verstummen des Glaubensstreites". Auch LAIBLE in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung 1915 Nr. 39: „Das kirchliche Parteiwesen". Ich bedaure herzlich die irrige Vorstellung, die Laible von der Entwicklung des Evangelisch-Sozialen Kongresses hat (Sp. 919), kann aber ein größeres Entgegenkommen in der Hauptsache von dieser Seite nicht erwarten

noch verlangen. Ausdrücklich möchte ich zu dem Sp. 919 oben von ihm Gesagten erläuternd hinzufügen, daß „Burgfriede“ in der Tat seinen besonderen Sinn darin hat, daß man rein an die gemeinsamen äußeren Feinde denkt und um ihrer Bekämpfung willen die inneren Gegensätze zurückstellt. Das kann immer nur auf Zeit sein. Wobei es in unserm Fall darauf ankommen würde, ob die kirchlichen Richtungen ihren inneren Streit nicht eben doch aus „äußeren“ Gründen länger ruhen lassen könnten als bis zum Friedensschlusse. Wenn heut der Friede unterzeichnet wird, soll morgen der fromme Bruderzwist wieder beginnen? Wäre unserm Volke, unsern Gemeinden, aber auch uns Theologen nicht eine gewisse Schonzeit noch zu gönnen, in der wir unsre ganze Kraft andern Aufgaben zuwenden könnten? Also Verlängerung des kirchlichen Burgfriedens über den Krieg hinaus — für ganz Deutschland bis zu den Berliner Hauptwahlen 1918 mindestens, und warum nicht länger? Vertragsmäßig festzustellen zwischen den vorhandenen Gruppenvorständen? Warum nicht?! — Daneben, nein *plus ultra* bleibt etwas Größeres die Möglichkeit tieferer innerer Verständigung, wofür auch LAIBLES Aufsatz Handhaben bietet. Und das wäre dann etwas nicht auf Zeit!

Zu S. 40 Nr. 4. Vgl. den Vortrag auf dem Evangelisch-Sozialen Kongreß in Heilbronn 1909 „Die Kirche und der Arbeiterstand“ von PAUL DREWS. Es gehört für mich zu den niederschlagendsten Erinnerungen, daß es Pastoren und Kirchenleiter geben konnte, die in diesem Vortrage einen „Angriff auf die Kirche“ sahen. Ueber solche Verkennung dessen, was die Kirche ist und sein soll, sind wir nun hoffentlich hinweg.

Zu S. 41 Nr. 5. Vgl. meinen Artikel „Deutschtum und Judentum“ in Nr. 43 der Christlichen Welt 1915.

Zu S. 44 Nr. 11. Vgl. TROELTSCH in der Pfingstnummer (142, 1. M.) der Frankfurter Zeitung über die Kirchen als „die einzigen großen Verkörperungen des internationalen, kosmopolitischen, humanitären Gedankens“. Die Hauptstelle wiedergegeben in Christl. Welt 1915 Nr. 22 Sp. 450.

Wenn ich nach Ausbruch des Krieges sehr nachdrücklich und ernst von einem „Bankerott der Christenheit“ (nicht des Christentums) geredet habe, so widerlegt man dieses Urteil nicht durch einen Hinweis auf die Tatsache, daß auch im

Friedenszustande zuvor das Ideal einer allgemeinen Christenheit weder nach Umfang noch nach Tiefe erreicht war. Das weiß ich auch. Dennoch war ein Zusammenhang und Zusammenhalt der christlichen Völker in der europäisch-amerikanischen Kulturwelt vorhanden und eine Tendenz auf zunehmende Organisation dieser Einheit zu spüren. Wenn ich nun von einem Bankerott dieser geschichtlich-empirisch-ethischen Gemeinschaft sprach, so finde ich das Bild noch heute sehr gut. Denn ein Handelshaus, das Bankerott macht, ist eben auch vorher offenbar nicht in idealem Zustande gewesen. Der Ruhm seiner Firma täuschte. Aber ich habe weder von einem trügerischen noch von einem trostlosen Bankerott geredet. Ist die Gesellschaft tüchtig, so nimmt sie sich eine Lehre aus dem Zusammenbruch und baut ihr Haus desto solider wieder auf.

Zu S. 44 Nr. 12. Vgl. v. Hauff „Wie kann die protestantische Kirche durch den Krieg wieder zur Volkskirche werden?“ Unsre Gedanken sind unabhängig von einander. — Ohne „Enthusiasmus“ freilich wird die Kirche einen solchen Schritt nicht tun können. Aber sie hat kein Recht, ihrerseits von einer „großen Zeit“ zu reden, wenn sie in solcher Zeit nicht auch Großes, für unmöglich Gehaltenes vermag.

Zu S. 44 und dem ganzen Kapitel: „Deutsche Volkskirche, sei du des Staates Gewissen!“ So in Nr. 5 der Flugblätter, die unter dem Titel „Heimatgrüße aus der Volkskirche“ die Volkskirchlich-soziale Vereinigung für die Provinz Sachsen herausgibt. (Zu beziehen durch Pastor v. Broecker in Halle a. S.) Das Blatt, von Pastor Knolle verfaßt, erinnert „an den Fortgang der sozialen Reform, an die Lösung der Landarbeiterfragen, an die Wohnungs- und Bodenreform, an die Hinterbliebenen- und Waisenfürsorge und dergleichen. Wie unendlich wichtig ist es, daß das weite staatliche Unterstützungs- und Rentenwesen fern von aller bürokratischen Engherzigkeit in Uebereinstimmung mit dem volkstümlichen Rechtsempfinden, gehandhabt werde.“ Ja ja, das Recht! „Deutsche Brüder und Schwestern, daß so die Kirche mehr und mehr des deutschen Volkes und Staates untrügliches Gewissen werde, dazu laßt uns helfen an unserm Teile!“

